

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 23 (1929)
Heft: 4

Artikel: Zum Gedächtnis Gustav Landauers. 1., Erinnerung an einen Tod ; 2., Der Lebensgang eines Revolutionärs ; 3., Begegnung mit Landauer
Autor: Buber, Martin / Kohn, Hans / Ragaz, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135861>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Gedächtnis Gustav Landauers.

1. Erinnerung an einen Tod.

Als Gustav Landauer am 6. Februar 1919 in München Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg die Gedächtnisrede hielt, sprach er zunächst von der Sozialdemokratie. „Hat sie nicht einen Januskopf?“ fragte er.¹⁾ „Ist es nicht so, dass jeder kühne Mann des Geistes zu ihr hingezogen wird, als der Vertreterin des Sozialismus, der Gerechtigkeit — von ihr abgestossen wird als einer Kirche der Unfreiheit, der Bureaucratie, des militärischen Geistes . . .?“ Aber dieser Begriff des militärischen Geistes brachte ihn auf einen andern Gedankengang. „Oh,“ rief er, „es gibt einen kriegerischen Geist, der noch lebendig ist, der auch uns das Herz bewegen kann . . . Hören Sie!“ Und er las ein Gedicht des ungarischen Lyrikers Petöfi (gefallen 31. Juli 1849) in der (zuerst 1899 veröffentlichten) Uebersetzung von Hedwig Lachmann — Gustav Landauers Frau, die im Februar 1918 gestorben war. Es beginnt:

Mich quält ein leises Angstgefühl:
Ich möchte nicht sterben auf weichem Pfühl —
Will mich nicht qualvoll in Kissen wälzen,
Will nicht langsam verwelken, zerschmelzen,
Wie die Kerze, die man im Zimmer vergisst,
Wie die Blume, die ein Wurm zerfrisst.

Und dann heisst es darin:

Wenn einst ein freiheitstrunkener Geist
Die Sklavenvölker dem Schlummer entreisst,
Sie sich den Schlaf aus den Augen reiben
Und „Weltfreiheit!“ auf die Fahne schreiben
Und auf gemeinsamem Kampfesplane
Mit flammendem Antlitz und blutroter Fahne
Dem Tyrannen entgentreten
Und die schmetternden Kriegsdrommeten
Weithin erschallen —
Dann will ich fallen!

„Er starb,“ sprach Landauer weiter, „wie er sich's gewünscht hatte, er fiel in der Freiheitsschlacht — sein Leichnam ist nicht gefunden worden. So starb auch Rosa Luxemburg, so auch Liebknecht . . . Und doch — wie anders war diese Schlacht! Im Strassenkrieg der antirevolutionären Soldateska, geführt von Berufsunteroffizieren und Offizieren des Generalstabs, sind Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg gefangen genommen, als Gefangene sind sie von

¹⁾ Ich zitiere nach Landauers handschriftlichen Notizen zu der Rede.

einer ehrlosen Kriegführung feig, von einer Ueberzahl — die Einzelnen, die Wehrlosen, ermordet worden.“

Drei Monate später, am 2. Mai, ist Gustav Landauer von ebender „antirevolutionären Soldateska“ ermordet worden.

* * *

Aber was ist das, Soldateska, und was ist das, Revolution? Eine Soldateska besteht aus Menschen, die man Soldaten nennt, und eine Revolution wird von Menschen gemacht, die sich Revolutionäre nennen. Das, wodurch diese wie jene verbunden werden, ist die aktuelle Situation.

Die aktuelle Situation des Soldaten ist, dass er das ihm als „feindlich“ Bezeichnete — gleichviel ob der „Feind“ ein „äusserer“ oder ein „innerer“ ist — zu „bekämpfen“, also, wo das Menschenwesen sind, diese mit allen angeordneten Mitteln, von der Freiheitsberaubung bis zur Vernichtung, „kampfunfähig“ zu machen hat, so gut er vermag und soweit es ihm jeweils befohlen wird. Dieser Situation kann eine Gesinnung entsprechen: der Glaube, dass das als feindlich Bezeichnete wirklich feindlich ist, nicht in dem Sinn bloss, dass es ihm selbst hier toddrohend gegenübersteht, sondern feindlich seinem Wesen, seinem Lebensgrund, seinem höchsten Wert, und dass, wenn es nicht vernichtet wird, es diesen höchsten Wert vernichten würde. An der Stelle einer solchen Gläubigkeit gibt es aber auch Zweifel, Unsicherheit, Bedenken, bis zur entgegengesetzten Ueberzeugung: dass das Gegenüberstehende gar nicht das Feindliche ist. Und diese Ueberzeugung kann auch, allmählich oder plötzlich, unter jener Gläubigkeit hervorbrechen. Als „Müssende“ sind alle diese Soldaten immer noch verbunden, aber als „Wollende“ nicht; freilich, die Situation selber, die wollen sie wohl alle nicht, aber ihre eigene Haltung in dieser Situation — wie sehr der Einzelne die eigene Haltung, die „gemusste“, will oder nicht, darin liegt seine eigentliche Personhaftigkeit innerhalb der gemeinsamen Lage. Und gar erst, wenn die Frage wach wird, was das ist, „müssen“! Mitten durch die „Soldateska“, mitten durch den Soldaten geht die wahre Front.

Die Situation des Revolutionärs gleicht der des Soldaten darin, dass es auch hier das Feindliche und die Bekämpfung gibt. Als den Unterschied möchte man zunächst dies ansprechen, dass der Revolutionär sich seinen Feind selbst wähle; aber wie wenige „erkennen“ den wirklich, wie vielen ist er auch hier, wissentlich oder unwissentlich, von Rednern und Büchern, von Kindheits- und Jugenderlebnissen, von Entbehrungen und Enttäuschungen „bezeichnet“ worden! Freilich gibt es hier jene Spannung zwischen Situation und Gesinnung, Müssen und Wollen nicht. Aber noch wichtiger ist, dass für den Revolutionär der Kampf nicht die Situation selber,

sondern nur ihr Begleitmotiv ist; um was es hier geht, ist nicht wie dort der Kampf, sondern das revolvieren, der Umschwung, und der Kampf bedeutet nur die Beseitigung der Hindernisse: damit die gewünschten neuen oder veränderten Einrichtungen kommen können (welche doch auch die im Sinn haben, die nichts als die „fruchtbare Freiheit“ anstreben), müssen die Machthaber überwunden werden, die die alten Einrichtungen verteidigen. Das bedeutet, dass der Revolutionär situationsmässig in der Spannung zwischen Ziel und Weg und in ihrer Verantwortung steht, die der Soldat nicht kennt. Sein personhafter Spruch ist nicht: „Ich muss hier Gewalt üben, aber ich will das nicht,“ sondern: „Ich habe es auf mich genommen, hier so viel Gewalt zu üben als not tut, damit der Umschwung sich vollziehe; aber wehe mir und ihm, wenn mehr Gewalt geübt wird als not tut!“ Die personhafte Verantwortung des Soldaten ist eine prinzipielle; er kann den Widerspruch folgerichtig in seiner Seele austragen und etwa zur Entscheidung gelangen, sich lieber töten zu lassen als zu töten; auch wenn er diese praktische Folgerung nicht zieht, ist ihm die grundsätzliche Formulierung freigegeben. Aber die personhafte Verantwortung des Revolutionärs ist eine demarkationsmässige ihrem Wesen nach; die Parole seines Geistes ist „Bis hierher und nicht weiter“, und für das „Bis hierher“ gibt es keine feste Regel, der Augenblick zeigt es mit immer neuem Gesicht. Der menschliche Revolutionär lebt auf der Schneide des Messers. Und die Frage, die ihn bedrängt, ist ja nicht bloss die sittliche oder religiöse nach dem Tötendürfen; es ist nichts damit getan, dass er, wie mir zuweilen gesagt worden ist, „seine Seele dem Teufel verkauft,“ um der Revolution zum Sieg zu verhelfen. Vielmehr ist hier die situationsmässige Verstrickung eben von der Spannung zwischen Zweck und Mittel bestimmt. Ich kann mir nichts Reales darunter vorstellen, dass der Zweck das Mittel „heiligt“, aber ich meine etwas äusserst Reales, wenn ich sage, dass das Mittel den Zweck — nämlich dessen Realisierung! — entheiligt, nein: entweist. Das Verwirklichte ist dem als Ziel Gesetzten umso unähnlicher, je ungemässer dem der Weg war, auf dem es verwirklicht worden ist. Es gibt eine „Sicherung“ der Revolution, die ihr das Herzblut entzieht. Die Verantwortung, die sich aus diesen Voraussetzungen ergibt, muss am tiefsten im Führer reichen, der die Parole des Geistes zur Parole des Geschehens zu machen berufen ist. Aber kein Geführter kann sie anders als durch Flucht vor der Selbstbesinnung, das heisst: durch Absterben des Geistes in ihm vernachlässigen. Die wahre Front geht auch hier mitten durch.

* * *

Die Erinnerung an den Tod Gustav Landauers bringt immer wieder zwei andere Erinnerungen in mir herauf.

Die eine stammt aus dem Herbst eben des Jahres 1919. Ich fuhr am frühen Morgen von München nach einer Stadt am untern Inn. Obwohl ich zeitig zum Bahnhof kam, waren alle Wagen so besetzt, dass es unmöglich schien, Platz zu bekommen. Ich versuchte es doch und kam noch in einem Wagen zu stehen; die Leute machten freundlich, soweit es ging, Platz. Es waren nur Männer und fast alle in feldgrauer Uniform, „Weissgardisten“. Es wurde laut durcheinandergesprochen. Plötzlich vernahm ich deutlich den Namen Landauer, und überrascht suchte ich mit dem Blick den Sprecher. Ein Soldat, ein Mann mittleren Alters mit rötlichem Bart, sagte nun noch zu seinem Nachbarn: „Nein, so war das nicht mit dem Landauer. Der Landauer hat schon das Richtige gewollt, bloss einer von den Unsern hätte er sein müssen.“

Die andere Erinnerung ist älter, aber aus demselben Jahr. Etwa zwei Wochen nach jener Gedächtnisrede Landauers auf Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg war ich eines Abends mit ihm und mehreren andern revolutionären Führern in einem Saal des Landtaggebäudes beisammen. Den Gegenstand der Aussprache hatte Landauer vorgeschlagen, es war der Terror, aber er selbst beteiligte sich kaum, er sah schwermütig und nahezu erschöpft aus — ein Jahr vorher hatte seine Frau die tödliche Krankheit durchlitten, jene Tage wiederholten sich ihm nun im Herzen. Das Gespräch wurde im wesentlichen zwischen einem Spartakusführer — der später in der „zweiten“, Landauer und seine Genossen ablösenden Räteregierung bekannt geworden ist — und mir geführt. Der Mann ging sporenklirrend durch den Raum; er war im Krieg deutscher Offizier gewesen. Ich lehnte es ab — was manche anscheinend von mir erwartet hatten —, hier von dem sittlichen Problem zu reden, und legte dar, wie ich über das Verhältnis von Zweck und Mittel denke; ich belegte meine Ansicht aus geschichtlicher und zeitgenössischer Erfahrung. Mein Partner ging darauf nicht ein. Aber auch er versuchte seine Apologie des Terrors mit Beispielen zu belegen. „Dscherschinski,“ sagte er, „der Vorsitzende der Tscheka, konnte hundert Todesurteile an einem Tag unterzeichnen, aber mit ganz reiner Seele.“ „Das ist ja das allerschlimmste,“ antwortete ich, „diese ‚reine‘ Seele, auf die man keinen Blutspritzen fallen lässt! Es kommt nicht auf ‚Seele‘ an, sondern auf Verantwortung.“ Mein Partner sah mich mit ahnungsloser Ueberlegenheit an. Landauer, der neben mir sass, legte seine Hand auf die meine. Sein ganzer Arm zitterte.

* * *

Die wahre Front geht durch die Soldateska, die wahre Front geht durch die Revolution, die wahre Front geht durch den Soldaten, die wahre Front geht durch den Revolutionär. Die wahre Front geht durch jede Partei und durch jeden Angehörigen einer Partei,

durch jede Schar und durch jedes Glied einer Schar. An der wahren Front kämpft einer gegen seine Genossen und gegen sich selber, und erst von den Entscheidungen dieser Kämpfe aus wird er zu andern ermächtigt. Das sind die Menschen, denen man nachsagt, sie hätten die Kampfkraft geschwächt; das sind die Menschen, die die Kampf Wahrheit am Leben halten.

Landauer hat in der Revolution gegen die Revolution — um die Revolution gekämpft. Die Revolution wirds ihm nicht danken, aber danken werden es ihm die, die ebenso kämpfen, und vielleicht einst die, um derenwillen gekämpft wird.

M a r t i n B u b e r.

2. Der Lebensgang eines Revolutionärs.

Am 2. Mai jährt sich der zehnte Todestag Gustav Landauers. Einsam wie er gelebt hat, ist er gestorben. Er hat in wenigen Wochen den Beginn und das Ende der deutschen Revolution miterlebt, einer Revolution, auf die er stets gehofft hatte, deren Kommen er nicht so vorausgesehen hatte und deren Ende, sobald sie einmal da war, er in unsäglicher Bitterkeit vorausgesagt hat. Noch besitzen wir keine Biographie dieses nicht nur im Deutschland des beginnenden 20. Jahrhunderts, sondern in Europa einzigartigen und exemplarischen Lebens. Schöner aber, als jede Biographie es vermöchte, führen uns die zwei Bände gesammelter Briefe in seinen Lebensgang ein, die Martin Buber unter Mitwirkung von Ina Britschgi-Schimmer im Verlag Ruetten und Loening soeben herausgegeben hat.

Diese Briefsammlung umfasst zwei Jahrzehnte. Sie beginnt im Frühjahr 1899. Es ist die Zeit der Jahrhundertswende, die Zeit, da sich um die Brüder Hart und um Bruno Wille eine neue dichterische Generation bildet, da die neue Lyrik ihren Aufschwung nimmt, da das ganze Leben in einen Lyrismus von Entdecker-Freude, Menschheits-Beglückungswille und Naturbegeisterung eingehüllt erscheint. In jenen Jahren lernt Landauer seine zweite Frau Hedwig Lachmann kennen, verbüsst er für sein unerschrockenes Eintreten für einen nach seiner Ueberzeugung unschuldig verurteilten angeblichen Mörder eine längere Gefängnisstrafe, reift er in den Erkenntnissen philosophischer und menschlicher Besinnung zu jenem Landauer heran, der von nun an unermüdlich für den Bau einer neuen Lebensgemeinschaft der Menschen eingetreten ist.

Ihm bedeutet Sozialismus Aufbau einer neuen Lebensgemeinschaft — nicht etwas, worauf man wartet und das von aussen herankommen soll, sondern etwas, womit jeder Mensch überall und zu jeder Zeit beginnen kann. Sozialismus war ihm nicht eine Funktion des öffentlichen Lebens, politischer oder wirtschaftlicher Institutionen, er war ihm untrennbar verbunden mit allen Aeusserungen des

intimsten und privatesten Lebens. Das menschliche Dasein mit allen seinen Aeusserungen, in seiner ungetrennten Einheit, sollte die Stätte der Verwirklichung des Sozialismus sein.

Sozialismus und Revolution waren ihm, der sich vor allem Dichter wusste, und dessen schönste Selbstzeugnisse in seiner Deutung Shakespeares, Goethes, Hoelderlins überliefert sind, im Grunde religiöse Kategorien, Erschütterung und Umkehr des Menschen, Aufdeckung der verschütteten echten Lebens-Wirklichkeit und Güte in jeder Seele, Schaffung echter, personhafter Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Ding zu Ding. Er wehrt sich daher gegen all das Ueberwuchern der Betriebsamkeit, der Organisation, der entseelenden Mechanisierung, wie sie der moderne zentralistische Staat, die Grosstadt, der Kapitalismus mit sich bringen. Dabei wurde er nie ein Schwärmer oder Träumer; er blieb ein kühler, die Wirklichkeit sehender und durchschauender Kopf. Er täuschte sich nicht — auch nicht über sich selbst. Und er verstand vor allem die grösste und schwierigste Kunst — die eigentliche sittliche Bewährung des Menschen — seine allgemeinen sittlichen Forderungen auch auf sich anzuwenden, auch dann, wenn seine und seines Kreises Interessen zu verlangen schienen, sie zu verleugnen, wenn, wie es meist geschieht, man sich einredete, dass hier ein besonderer Fall vorliege, der die Anwendung sonst geltender sittlicher Forderungen ausschliesse. „Seine allgemeinen Erkenntnisse dann nicht anwenden, wenn man sie in eigenem Erleben zu bewähren hat, ist würdelos.“ Diese Würde hat Landauer besessen. Durch diese Würde ist er in unserer Zeit, in der Menschen nichts so sehr tun, als allgemeine Erkenntnisse in ihrem eigenen Leben nicht zu verwerten, zu einem Vorbild geworden.

So erwächst ihm auch der Sozialismus aus täglichem Leben. In seinem „Aufruf zum Sozialismus“ finden sich auch häufig heroische Töne, ein Anklang an den Schwung Fichtes und Nietzsches. Aber einem Freunde schreibt er: „Es ist ganz richtig: in dem Aufruf geht Heroisches neben Unheroischem her. Müsste ich aber wählen, was mir das Wichtigste wäre, so würde ich sagen: das Unheroische, das Stille, Schlichte, Geräuschlose, der Beginn der rechten Wirtschaft. Die heroische Lebensauffassung erwächst auf einer Lüge. Sie lässt das private Leben, das Wirtschaftsleben weiter wursteln und appelliert ans Ganze, an die Revolution. Die unheroische Auffassung sagt: Mit eurem Privatleben, mit eurer Wirtschaft werdet ihr die neue Gestalt, werdet ihr die Revolution machen. Wer warten will und sein Leben in Begeisterung und im grossen Aufruf verbringen will, der möge es tun. Wer aber auf die Massen nicht warten, sondern ihnen aufs beste helfen will, der helfe mit seinesgleichen, der eigenen inneren und Beziehungsnot, der helfe sich selbst. Er beginne mit seinesgleichen das rechte Leben.“ Und auf

dem Grabstein, der ihm gesetzt wurde, stehen die Worte aus seinem „Aufruf zum Sozialismus“: „Es gilt jetzt noch, Opfer anderer Art zu bringen, nicht heroische, sondern stille, unscheinbare Opfer, um für das rechte Leben ein Beispiel zu geben.“ Aber dieser Beginn, der im eigenen Leben gemacht wird, muss auf das Ganze gehen. „Wollen wir denn unser Leben für uns? Wollen wir nicht vielmehr um der Völker willen das Mögliche tun und das Unmögliche begehren?“ Der Sozialismus ist kein Verstandes-System, es handelt sich darum, aus dem ganzen erschütterten Leben der Menschen etwas Neues zu schaffen. Der Sozialismus ist für Landauer „ein Schöpfer des Lebens aus dem Quellpunkt des Herzens, aus der Liebe. Bei mir fließt diese Quelle, und bei mir schwingt das Letzte und Umfassende, nennen Sie es meinetwegen das Absolute, bei mir lebt es, auch wenn ich an die Einzelheiten der Verwirklichung gehe.“ Er war in den Jahren vor dem Kriege, da in Deutschland die Sozialdemokraten den idealistischen Aufruf, den religiösen und kulturellen Appell des Sozialismus durch eine scheinbare Wissenschaftlichkeit, durch Soziologie und Intellektualismus völlig ersetzten, der grosse Rufer, der zur Selbstbesinnung, zur wahrhaften Freiheit aus dem tiefsten Menschengrunde heraus aufrief. Er wusste, wie Etienne de la Boetie, ein beinahe vergessener Denker der französischen Renaissance, den Landauer wieder entdeckte, dass die Macht des Tyrannen, des Staates, der Obrigkeit, des Kapitalismus über Untertanen und Lohnarbeiter nur auf der Freiwilligkeit menschlicher Knechtschaft beruhe. Staat und Kapital sind Verhältnisse zwischen den Menschen, historisch ererbtes Tun und Dulden. „Verhältnisse sind das Verhalten der Menschen. Und die Bedingung der Anarchie ist für mich die Ueberzeugung, dass jeder Mensch die Möglichkeit in sich trägt, sein Verhalten zu ändern, solange er lebt. Solange wir innerhalb des Druckes und der Unfreiheit, die von aussen auf uns lasten, die uns einengen, noch Spielraum haben, den wir nicht ausfüllen, in dem wir nicht alles zur Freiheit und Einung tun, woran gar niemand uns hindert als wir uns selbst, solange, so bin ich sicher, ist gar kein Gedanke daran, dass wir äussere Verhältnisse im wesentlichen umgestalten. Und wer will das leugnen: dass wir von dem Mass Freiheit, das wir haben und das uns gar niemand nehmen kann, noch gar keinen rechten Gebrauch gemacht haben?“ Es gilt für den Menschen, die Verantwortung zu fühlen, dass sein Leben an grosse Entscheidungen gebunden ist, dieser Entscheidung nicht auszuweichen und sich immer wieder und wieder darauf zu besinnen, dass es heisst, mit dem Wirklichen zu beginnen und es durchzusetzen. So war ihm auch der „Sozialist“, den er herausgegeben hat, kein politisches Blatt. „Müsste ich einen Namen für ihn wählen, so würde ich sagen, er sei ein philosophisches Organ, da auch Ethik ohne jede Frage zur Philosophie gehört.“

Sein Sozialismus, sein Anarchismus waren keine proletarische Bewegung, sie waren eine menschheitliche Bewegung. Er kannte keine Klasse, die der Träger des Sozialismus sei, nur Menschen, die bereit sind, ihn zu leben. Darum war ihm der Sozialismus auch kein Kind des kapitalistischen Zeitalters, kein „Kind des Dampfes“, wie er Marx' Sozialismus nannte, sondern ging ihm weit in die Vergangenheit zurück, in die von ihm so verehrte gemeinschaftserfüllte Zeit des Mittelalters und weiter darüber hinaus in alle edle und wahre Tradition des Geistes. „Ich will neue Mitlebens-Formen schaffen, weil die wirklichen, die da sind, zu kümmerlich, zu eng sind. Es sind spärliche Reste aus grosser Zeit. Wahnsinn aber wäre es, die Formen des Bundes, die wenigen, die geblieben sind, auch noch „abzuschaffen“! Formen brauchen wir — nicht Formlosigkeit; Tradition brauchen wir — nicht Zuchtlosigkeit.“ Und an einer anderen Stelle heisst es, dass um des lebendigen Neuen willen, nichts lebendiges Altes „überwunden“ werden dürfe. „Vielmehr wird das Neue gar kein reines Leben führen, wenn es nicht in der heiligen Tradition steht.“ Von diesem Standpunkt aus und aus persönlichen Lebenserfahrungen ist Landauer wohl selten schärfer und bitterer geworden, als wenn junge Anarchisten oder Schwärmer die Form der Ehe und andere noch lebendig überkommene Formen zerbrechen wollten.

Und in der gleichen Weise hat er auch jenen in anarchistischen und sozialistischen Kreisen so häufig auftretenden A- und Internationalismus abgelehnt. Er wusste sich auch hier allem wahrhaft Geistigen verbunden, das an Erbgut in der Nation erhalten ist. Er wusste aber, dass diese geistige Nation zu trennen ist von der politischen Zwangsorganisation des Staates, von der äusseren Gier nach Herrschaft, nach Machterwerb, nach Geltung. „Was mich angeht, so glaube ich nicht, dass mich einer an Nation, ich sage ausdrücklich nicht an Nationalismus, übertreffen könnte. Nation ist ja eine solche Gleichheit in den Individuen, ein Gefühl und ein Bereitsein, die sich in freiem Geiste zur Einheit und zum Bunde bringen. Die Vorstellung „Nation“ und „Zwang“ sind vollständig unvereinbar. Nation ist das beste, weil das einzige im öffentlichen Leben wirkliche Beispiel für das, was ich Geist nenne. Aber ich trenne die Nation vom Staat, trenne sie sogar vom Boden und finde darin die einzige Rettung.“ Die Nationen sind Zeugnis einer Differenzierung des menschlichen Geistes. Sie sind aber nicht Gegenstand eines Gegensatzes.

Hatte bis zum Weltkrieg Landauer nur Gelegenheit, im privaten Leben seine Grundsätze zu bewähren, so wirkte diese Bewährung jetzt in das öffentliche hinaus. Landauer war einer der wenigen Menschen, die den Krieg nicht willkommen geheissen hatten und sich im Kriege treu blieben. Es gibt zwei Möglichkeiten in einem

Kriege Partei zu nehmen: für die eigene Gruppe oder für diejenigen, bei denen etwas mehr Freiheit und etwas weniger Verschulden zu liegen scheint. Landauer geht keinen dieser Wege. Er bleibt objektiv, unbeirrt und gerecht — auch während des Krieges. Er weiss, dass es keinen Sinn hat, sich gegen Begleiterscheinungen des Krieges zu wenden, die es geben wird, solange es Kriege gibt, statt gegen den Krieg selbst — und er weiss, dass es gerade im Krieg Pflicht eines jeden gerechten Menschen ist, vor allem gegen die streng zu sein, denen er sich verbunden fühlt und mit denen er versucht hat, neuen Welten entgegenzustreben. Statt andere Regierungen und andere Völker zu richten, gilt es vor allem, sich und die eigenen zu prüfen. „Dass ich, was die Nationen angeht, nicht die leiseste Ungerechtigkeit in mir spüre, dass ich in Trauer weiss, wie dieser Wahnsinn entstanden ist, dass ich mich ganz Deutscher weiss, und doch nicht die Spur eines Mitgehens mit der Politik und Aktion des deutschen Reiches in mir finde, dass ich die innige und erhabene Begleitmusik, die die echten Völker allesamt zum Tanz der Staaten machen, bei den fremden so gut mitempfinde wie bei den deutschen, dass ich das Menschengeschlecht in mir lebendig weiss und nichts aufzugeben brauchte — das lässt mich wünschen, weiter zu leben.“

Landauer sieht sehr wohl, dass die kriegführenden Staaten verschiedene Entwicklungs-Stadien repräsentierten, die nach ihrer Verschiedenheit zu würdigen sind. Aber um dieser kleinen Ungleichheiten willen darf die Gleichheit des völlig falschen Weges, die Gleichheit der Urschuld, der gegenüber die Unterschiede nur geringfügig sind, nicht übersehen werden. Die neue Menschheit, die zu bereiten ist, ist durch keine der kriegführenden Parteien vertreten. Es gilt, den ganz anderen Weg zu gehen, die völlig verschiedene Weise, die der Geist den Völkern vorzuschlagen hat.

Wer dieses lehrte, musste einsam sein. Landauer hatte vor dem Kriege sein Leben in grosser Einsamkeit verbracht, und erschütternd sind die Briefe, in denen er von der Qual dieser Einsamkeit spricht, von dem Bewusstsein, den Menschen etwas zu sagen zu haben, das nicht gehört wird, von der ungeheuren Vereinzelnung, die ihm auch in der anarchistischen Bewegung zufiel. Seine Schriften blieben unbeachtet, seine Worte ungehört — und dazu noch ohne auch nur einen Lichtblick. Jahre äusserster Armut, ohne jede finanzielle Sicherheit, ohne die Möglichkeit irgend einer Musse. Wahrhaft erschütternd ist der Brief, den er an Fritz Mauthner richtet und in dem er um die Sicherung eines monatlichen Einkommens von 150 bis 200 Mark bittet, um sich der Arbeit hinzugeben, die ihm auf der Seele brennt. Gross ist es, wie er Mühsam gegenüber in einem Briefe die Unabhängigkeit und den wahren Beruf des geistigen Menschen darstellt. Wenige Monate vor der Revolution schreibt er:

„Ach, wie man mich braucht, und wie ich keine Lust mehr habe zu raten, was nicht befolgt wird, und zu kritisieren, was nicht getan ist.“

Die Revolution kam, der Landauer so viel an Nachdenken und Forschung gewidmet hatte. Vom ersten Augenblick an ist er sich dessen klar, dass diese Revolution keine Revolution ist. „So stehen wir vor der grössten Wandlung, ohne dass die meisten innerlich bereits gewandelt sind. Einen Moment lang selig sein und jubeln. Aber nun weiter...“ Und dieser Brief an seine Tochter schliesst: „Uebe nur immer fleissig. Jetzt braucht die Welt Musik.“ Von Anfang an sieht er den falschen Weg, den die Revolution einschlagen wird. Er kämpft an der Seite Kurt Eisners, des einzigen, in dem er den wahren Geist der Revolution verkörpert sieht, gegen die Einberufung der Nationalversammlung, gegen die Durchführung von Wahlen, gegen die Pressefreiheit, gegen die Zulassung des alten Partei- und Zeitungswesens. Vom ersten Augenblick an sieht er, dass die alten Kräfte mächtiger sein werden, als das Neue, das sich wehrt, da die Sozialdemokratie, die er sein Leben lang bekämpft hat, auch hier die Revolution ausgeliefert hat. Ueberall sieht er nur Rücksichtnahme auf die „besondere Lage“, auf den äusseren Feind.

Landauer sieht dies alles in voller Klarheit. Er weiss, dass die Einberufung des Parlamentes das Ende der Revolution bedeutet. „Es kommt jetzt die Schicksalsstunde der Revolution unter ungünstigen Umständen. Es wäre besser gewesen, wenn man zur rechten Zeit auf mich gehört hätte. Auch hier steht es schlimm: Eisner ist von der Situation und von seiner komplizierten Politik dahin gedrängt worden, die Unpolitischen und die Narren unter seinen Freunden, d. h. fast seine einzigen Freunde, zu Feinden zu machen. Was wird daraus werden? Langes, Schweres, verworren Wildes. Ich glaube, ich bin der einzige Mensch, der dabei ruhig und freudig bleibt. Mitten drin, wie von einem anderen Stern zuzusehen, ist nur einem gegeben, der das alles schon im voraus längst erlebt und unter sich getreten hat.“ Und er fühlt sich wieder so einsam wie in seinem ganzen Leben. „Sollen wir nun schon wieder in der Zeit sein, wo der Einsame recht behält und einsam bleibt? Schon bin ich wieder fast so einsam wie vor der Revolution. Am Werk sehe ich nur hilflose Verkehrtheit und Gemeinheit.“ Aus all dieser Bitterkeit zog er aber nur die eine Konsequenz: noch besser als bisher seine Schuldigkeit zu tun. Er tat sie ohne Hoffnung. Die bürgerliche und sozialistische Presse jener Monate griff Landauer in einer bald lästerlichen, bald lächerlichen Weise an. Er war einigen Wenigen eine grosse Hoffnung und ein grosses Versprechen. Aber die Welt war so taub gegenüber seinen hilfebringenden Worten, dass ihm der Wunsch kam, zu verstummen. So kam er in allen Jahrzehnten seines Lebens nicht zu seinem Werke. Er blieb in der Vor-

bereitung. Sein Sozialismus war ein Werk der Kultur und der Wiedergeburt, der Wärme und des Aufschwungs. Landauer hat das nicht geben können, was er so gern gegeben hätte: die Leitung des Aufbaus der neuen Gemeinschaft. Aber was er gegeben hat, war viel: eine grosse Menschlichkeit, Lauterkeit und Gerechtigkeit, die sich in Briefen an den Kreis seiner Nächsten ebenso spiegelten wie in seinem öffentlichen Leben.

Dem Herausgeber, Landauers treuestem Freund und Lebensgefährten, gebührt besonderer Dank dafür, dass er es verstanden hat, in der Anordnung der Briefe mehr zu geben, als eine Briefsammlung, dass wir vielmehr eine Biographie vor uns sehen, aus der die Entwicklung der Persönlichkeit ebenso abzulesen ist, wie die Entwicklung ihrer Idee, und in der sich zugleich alle kulturellen und politischen Ereignisse Mittel-Europas in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts spiegeln. Hans Kohn.

3. Begegnung mit Landauer.

Da nun dieses Heft, das zugleich ein wenig auf den ersten Mai ausschaut, durch etwas wie einen „glücklichen Zufall“ dem Gedächtnis Gustav Landauers gewidmet wird,¹⁾ so sei es mir erlaubt, dem von zwei Andern, von denen Einer sein bester Freund war, über ihn Gesagten noch ein Wort hinzuzufügen, zu dem mich ein inneres Gebot treibt. Es hat zunächst den Charakter persönlicher Erinnerungen, diese sind aber wohl geeignet, auf die grosse Gestalt ein bezeichnendes Licht zu werfen.

Für beides, mein persönliches Erleben mit Landauer, wie für dessen allgemeine Geschichte, drängt sich mir das Wort „Begegnung“ auf.

Ich habe Landauer, wie viele Andere mit mir, zunächst durch das Buch kennen gelernt, das ihm selbst lange als sein Hauptwerk galt, seinen „Aufruf zum Sozialismus“. Es ist ein Buch, das in unsern Kreisen eine grosse Rolle spielte und auch jetzt noch lebendig wirkt. Auf mich selbst hat es damals nicht einen so starken Eindruck gemacht, wie das eigentlich hätte sein sollen und wie das heute der Fall ist, wenn ich es wieder zur Hand nehme. Vielleicht war ich, obschon bereits in lebhafter Opposition zum Marxismus stehend, und dies besonders infolge der Erfahrungen, die man mit der auf ihn gegründeten Bewegung beim Ausbruch der Kriegen und nachher gemacht, doch noch mehr als ich wusste, unter dem Einfluss marxistischer Denkweise. Und ganz gleich wie mit dem Aufruf ist es mir mit der von Landauer herausgegebenen Zeitung (oder Zeitschrift) „Der Sozialist“ gegangen. Gerade diese Erfah-

¹⁾ Landauers Tod fällt auf den 2. Mai 1919.

rung zeigt mir, dass Landauers Sozialismus überhaupt erst dann recht verstanden werden kann, wenn der sozialistische Horizont ungleich weiter geworden ist als heute, so wie es das Wort Landauers andeutet: „Niemand kann den Sozialismus verstehen . . . , wenn er nicht aus den Jahrhunderten und den Jahrtausenden herkommt. Wer den Sozialismus nicht als einen Weitergang langer und schwerer Geschichte erfasst, weiss nichts von ihm.“

Persönlich bin ich dann mit Landauer zunächst durch einige kurze Briefe und Postkarten zusammengetroffen, die wir während des Krieges wechselten. Es war ja überhaupt die Opposition gegen den Krieg und alles, was mit ihm zu schaffen hat, was uns zusammenführte, wobei ich aber noch weit davon entfernt war, die ganze Bedeutung des Mannes zu erkennen. Jedenfalls war er für mich zunächst nur Sozialist — wenn ich so sagen darf — nichts anderes, ich meine: nur der Vertreter einer bestimmten Art von Sozialismus, nicht der umfassende, grosse Mensch und Pionier des Geistes, der er war und ist.

Dann kam er, noch am Anfang des Krieges, von Berlin, wo er damals und überhaupt die längste Zeit lebte, nach Zürich. Ich begegnete ihm zuerst auf eine sehr erhebende Weise. Damals war der Sozialismus in Zürich infolge der Erlebnisse des Krieges voll Gärung. Vom Anarchisten bis zum Grütlianer ging die Erkenntnis, dass es gelte, den Sozialismus neu zu verstehen, neu zu begründen und neu zu verwirklichen. Die Lage war also sehr, sehr anders als heute! Der völligen inneren und bald auch äusseren Auflösung der Parteiorganisation entsprach eine Tendenz zu einer neuen Sammlung auf einem allgemeineren Boden und in grösserer Höhe und Freiheit. So wurde denn auch der Plan erwogen, zum Zwecke freier Aussprache auf solcher Grundlage eine „Sozialistische Gesellschaft“ zu gründen. Dieser Plan geriet in die Hände eines Mannes, der heute nicht mehr der Sozialdemokratie und dem Sozialismus angehört, und durch Umstände, die mir nie ganz deutlich geworden sind, kam die Sache so heraus, dass in dieser „Sozialistischen Gesellschaft“ zu ungefähr gleichen Teilen „Religiös-Soziale“ und „Anarchisten“ sass, letztere vorwiegend vom Typus Brupbachers und unter seinem Einfluss stehend. Ich traf damals zum ersten Male mit Brupbacher zusammen. Es ging nicht lange, bis der Gegensatz zwischen den beiden Gruppen zum Bruch führte. Die Gründung eines unabhängigen sozialistischen Blattes geriet in die Hände Brupbachers. Der „Revoluzzer“ entsprach weder nach seinem Titel, noch nach seinem Inhalt unserer Absicht und Gesinnung, die vielmehr erst im „Aufbau“ einigermaßen verwirklicht wurde. Wir machten aber noch eine Weile mit. Doch waren es wohl nicht mehr als drei bis fünf Zusammenkünfte, die diese sozialistische Gesellschaft zustande brachte. In zweien von ihnen — es waren wohl

die letzten — wurde über die philosophischen Grundlagen des Sozialismus verhandelt. Man muss nun wissen, was Brupbacher als Philosoph bedeutet. So gescheit und begabt er in mancher Beziehung ist, so ist er doch als Philosoph ein Kindskopf. In einer jener Versammlungen nun trug eine Jüngerin Brupbachers eine schauderhafte naturalistische Psychologie vor, die sie für die Grundlage des Sozialismus hielt. Dieser sollte nach Brupbacher etwa fünfundvierzig Triebe der Menschennatur befriedigen und darin sein Recht haben. Als diesem Unsinn gegenüber ein philosophisch gründlich gebildeter „Religiös-Sozialer“ und ich selbst unsere Einwände geltend machten, in dem Sinne, dass mit einem solchen Haufen von Trieben nichts anzufangen sei, dass es gelte, zu wählen und zu werten, dass es neben und über dem Sein ein Sollen gebe und so fort — da erschienen wir mit Gedanken, die schon damals fast selbstverständlich waren, diesen Brupbacherjüngern als Vertreter des „finstersten Mittelalters“, als viri obscuri seltsamster Art. Entsetzt gingen wir auseinander, um dann noch einmal eine Aussprache zu versuchen. Als wir „Religiös-Soziale“ uns umsonst bemüht hatten, uns wenigstens verständlich zu machen, da erhob sich Landauer, der ohne unser Wissen anwesend war und nahm auf eine Weise für uns Partei, die mir den stärksten Eindruck machte. Mit einer Sieghaftigkeit der Ueberzeugung und Kraft des Ausdruckes, die uns bei weitem überbot, vertrat er die These, dass der Sozialismus durchaus auf das Fundament des Absoluten, des Reiches ewiger und im tiefsten Sinn geistiger Wahrheit gegründet sein müsse und ohne dies sinnlos werde. Vor der Autorität Landauers — der übrigens nicht nur philosophisch aufs Höchste gebildet, sondern auch ein selbständiger Philosoph von bedeutendem Range war — und vor der Wucht seines ganzen Wesens verstummte die Brupbacherschar mit samt ihrem Häuptling. Freilich wars dann mit der „Gesellschaft“ zu Ende.

Dieses Erlebnis enthüllt ein wichtiges Stück von Landauers Wesen und Schicksal. Sein Sozialismus stammte aus den letzten Tiefen des Geistes, er war, wenn man diese Wörter im besten Sinne nimmt, idealistischer, ja religiöser Art. Er war „Anarchist“, das heisst: er vertrat einen Sozialismus, dessen Gemeinschaft aus ganz andern Wurzeln wächst, als das, was unter uns „Staat“ bedeutet, er war also Anarchist in dem Sinn, wie es jeder sein muss, der mit oder ohne Credo etwas von einem lebendigen Gotte und seinem Reich weiss; aber er passte gerade als „Anarchist“ in keinen „Ismus“ hinein und stand unter den Anarchisten in einsamer Grösse fast — oder ganz? — allein. Gerade das ist für das, was in ihm als Sozialismus erscheint, bezeichnend: Sozialismus ist ihm eine Erfüllung des Menschentums, die auf ihren Höhen notwendig in die Einsamkeiten des Glaubens und Leidens führen muss.

Die zweite Begegnung fand in meiner Wohnung statt. Sie war formell von entgegengesetzter Art. Ich kann jetzt nicht ohne ein Lächeln daran denken. Denn ich vertrat, obgleich ich weder damals noch früher ein Marxist war, doch Landauer gegenüber Einiges am Marxismus, was ich für, wenn auch durch Irrtum verhüllte Wahrheit halte, vor allem das, was ich seinen Messianismus nenne. Da brach nun aus Landauer ein rechter Löwenzorn über mich herein, gegen den ich auf keine Weise aufkommen konnte und den ich nie vergessen werde. Ich denke in diesem Punkte zwar auch heute noch so wie damals, aber ich hatte damals mit dem Marxismus doch noch nicht meine schlimmsten Erfahrungen gemacht und mich nicht so allseitig und gründlich mit ihm auseinandergesetzt, während Landauer sozusagen im Kampf gegen ihn gross geworden war. Sollte die Sache vielleicht auch so liegen, dass Landauer als einem Sohn Israel der Messianismus viel zu nahe lag, als dass er ihn in der marxistischen Form anzuerkennen vermocht hätte? Ich weiss es nicht. Jedenfalls habe ich seither viel an die Stunde gedacht, wo der Sturm dieses Landauerzornes über mich als Verteidiger des Marxismus erging! Vielleicht verstehe ich erst jetzt nach und nach, woraus sich in der Seele dieses Mannes ein solcher Grimm über diesen angesammelt haben mag und ich denke: auch das ist wohl eine Weissagung des Weges, den die Entwicklung des Sozialismus nehmen wird.

Rätselhafter noch war mir damals die dritte Begegnung. Es lag Landauer sehr viel daran, in Zürich einen Vortrag über Spitteler zu halten. Wir setzten es bei dem damaligen Polizei-Angst- und Willkürregiment mit Mühe durch, dass ihm der Schwurgerichtssaal freigegeben wurde, allerdings nur unter der Bedingung, dass der Vortrag nicht politisch sei. Mir war nicht ganz begreiflich, warum Landauer so viel Gewicht darauf legte, gerade diesen Vortrag zu halten. Auch mag sein, dass ich damals Spitteler in bezug auf den menschlichen Wert seiner Dichtung (deren ästhetische Grösse ich immer erkannte) noch eher ablehnte. So hat denn auch der Vortrag selbst mir nicht einen sehr starken Eindruck gemacht. Jetzt verstehe ich alles. Ich weiss aus dem Briefwechsel, wie sehr ihn die Behandlung empörte, die Spitteler wegen seines bekannten Vortrages über die richtige schweizerische Stellung zum Kriege in Deutschland sogar aus dem Kreise von Landauers Freunden erfuhr. Es ist für mich ein ergreifendes Zeugnis von geistigem Verantwortungsgefühl, wie dieser Mann alles daran setzte, ein solches Unrecht wenigstens durch sein persönliches Zeugnis gut zu machen. Dazu verstehe ich jetzt auch aus der durch den Briefwechsel gewonnenen Kenntnis seines eigenen heroischen Weges, seiner eigenen trotzigen und schweren Einsamkeit, warum gerade ihn das gleiche Element in Spittelers Leben und Dichtung, besonders in seinem „Olympischen

Frühling“ so mächtig anziehen musste.¹⁾ Und endlich wird mir an diesem Erlebnis nachträglich ein Hauptzug dieser Gestalt klar: dass sein Sozialismus nicht eine isolierte Erscheinung, nicht eine Spezialität, sondern die Auswirkung einer ganzen Welt des Geistes war, der er noch auf ganz andern Wegen als den wirtschaftlich-politischen diente.

An dieses Letzte will ich eine weitere Bemerkung anknüpfen, zunächst etwas überspringend, das chronologisch nun an der Reihe wäre. Ich habe — und das ist eine neue Begegnung mit ihm gewesen — erst viel später, wohl ein Jahrzehnt später, nach und nach Landauers sonstiges Denken und Schaffen kennen gelernt, sein sozialistisches, künstlerisches, philosophisches, und man darf ja wohl so sagen, religiöses Denken und Schaffen. Dieses tritt uns vor allem auch aus den Werken entgegen, die sein letzter und grösster Freund, Martin Buber, aus dem Nachlass herausgegeben hat.²⁾ Wir stossen schon hier auf einen Reichtum und eine Weite des Geisteslebens, die den Rahmen, in den man sonst gern ein sozialistisches Leben und Streben stellt, völlig sprengen, und stehen vor einer wirklichen Führergestalt, die gerade, weil sie eine solche in ganz ausserordentlichem Masse ist, aus der Zeit hoch in die Ewigkeit aufragend, in der Chronik-Zeit nicht zur Geltung kommen konnte. Landauers Bild hat sich dadurch für mich verändert, es ist viel reicher und auch viel grösser geworden. Nicht vergessen darf ich unter meinen Begegnungen mit Landauer die Trauerfeier, die Frau Margreth Hardegger nicht lange nach seinem Tode im Zürcher Volkshaus für ihren grossen Freund und Führer abhielt, in dessen Wegen sie zwar nicht immer ging, den sie aber genial verstand. Sie leistete diesen Dienst der Freundschaft auf eine Art, die geeignet war, die Grösse des Geschiedenen deutlich zu machen. Wenn es ein so kleines Grüpplein war, das an jenem Sonntagnachmittag sich zum Gedächtnis eines der grössten Sozialisten aller Zeiten in einem Arbeiter-Quartier zusammenfand, so gehörte das wohl auch zum Gesamtbild dieses Mannes und seines Loses, wie der damaligen (leider auch der jetzigen!) Lage des Sozialismus.

Aber ich wusste trotzdem das Grösste auch nicht. Ich erinnere mich immer wieder eines Vorfrühlingstages des Jahres 1919, wo ich mit einem Freunde, der auch Landauer nahe stand, von Zürich

¹⁾ Spitteler hat gar nichts mit Aesthetentum zu tun; er ist eine Persönlichkeit, ein Mensch und ein Mann, eine durchaus heroische Erscheinung.

²⁾ Es sind bisher folgende: „Beginnen“, „Der neue Mensch“ und das Shakespearebuch. Ich nenne dazu die von Landauer selbst herausgegebenen: „Rechenschaft“, „Revolution“ und die „Briefe aus der französischen Revolution“. Da ich sehr weit abseits von meinen Büchern schreibe und mein Gedächtnis für Worte und Titel schwächer geworden ist, so bitte ich um Entschuldigung, wenn diese Angaben mangelhaft sein sollten; ich werde sie dann berichtigen und ergänzen.

nach Herrliberg ging, um dort eine jener Siedelungen zu besuchen, die ja Landauer auch besonders am Herzen lagen. Wir sprachen von ihm. Es war die Zeit der zweiten bayrischen Räterepublik. Ich begriff nicht recht, warum er nach München gegangen sei, um an Bestrebungen von mehr politischer Art teilzunehmen, die doch seinem Sozialismus entgegenstünden. Der Freund verteidigte ihn und wie ich jetzt, besser unterrichtet, einsehe, mit Recht. Und dann kam im Mai die Kunde von seinem schauerhaften Ende. Damals, in der Betäubung, worin man durch das allzuviele Erleben jener Jahre versetzt war, hat dieses Ereignis mich zwar tief bewegt, aber wieder nicht so tief, als es hätte geschehen müssen. Später aber, als die Betäubung gewichen war, die Ereignisse ihre richtigen Proportionen bekamen und Landauers Gestalt für mich in die Höhe gewachsen, auch mein eigener Kampf noch intensiver geworden war, zog es immer mehr meine Gedanken auf sich. Namentlich machte mir die Frage zu schaffen, warum denn ein solches Martyrium nicht stärker wirke? Martyrium, Märtyrerblut gibt doch sonst einer Existenz Sieg und Lebendigkeit wie nichts sonst; Landauers Märtyrertode aber schien ganz zugedeckt und vergessen zu sein. Sollte es möglich sein, sollte hier eine unverständliche Ausnahme von einer Grundordnung der Welt vorliegen?

Diese Frage ist mir wunderbar beantwortet worden durch die Briefe Landauers, die Buber nun herausgegeben hat. Ich betrachte ihr Erscheinen als ein Ereignis ersten Ranges, das freilich nur nach und nach seine ganze Tragweite offenbaren wird. Für mich jedenfalls sind diese Briefe ein solches Ereignis. Es hat mich gewaltig erschüttert und bewegt mich fortwährend aufs tiefste. Hier enthüllt sich nun der ganze Landauer. Wir blicken in sein individuelles Dasein hinein, aus dem seine Bedeutung für das Ganze erwächst und das zu ihr gehört. Hier erfahren wir, wie er aus der Enge in die Weite, aus allerlei Jugendgärung und Trübe zu seiner Höhe mit ihrer Reinheit und Kraft, aus allerlei Tasten in Vorläufigem zu seinem Wesen heranreift, hier überschauen wir seinen ganzen Reichtum und sehen, soweit dies überhaupt möglich ist, in seine letzten Tiefen; hier erhebt sich seine Gestalt zu ihrer letzten Grösse; hier wird ein Zeugnis abgelegt, das durch die Zeiten gehen wird, das die Welt herausfordert, das aber auch das Wort Carlyles bestätigt, dass das Leben jedes grossen Menschen ein Evangelium der Freiheit sei.

Es ist mir so wenig möglich, von der Fülle und Bedeutung dieser Briefe richtig oder gar „erschöpfend“ zu reden, als wenn ich dies von dem Hochgebirge tun wollte, in dessen Angesicht ich schreibe. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher kaum sichtbaren und gerade darum grossen Kunst die Hand des Freundes aus diesen Briefen das Heiligtum gebaut hat, das nun des Freundes schönstes

Denkmal ist. Bewunderungswürdig ist, dass er den Mut gehabt hat, auch Partien in diesen Bau einzufügen, die zunächst seinem Stil widerstreben, weil sie von allerlei Schwäche und Verirrung zeugen, die aber im Ganzen wirkend doch seinen Wert nur vermehren, weil sie Landauers sittliches Wachstum und den Ernst seines sittlichen Ringens zeigen —, wie auch diejenigen lebenden Menschen bewunderungswürdig sind, die Briefe hergegeben haben, durch die sie, menschlich und konventionell gesprochen, stark kompromittiert werden. Das ist eine Grösse der Wahrhaftigkeit und Freiheit, wie sie gerade zum Bilde Landauers gehören.

Wenn ich nun Einiges hervorheben will, was an dem Leben, das sich so vor uns entfaltet und aus gewöhnlichem, menschlich-irrigem Wesen und gärender Leidenschaft gewaltig in die Weite und Höhe, damit auch in die Klarheit und Ewigkeit hinein wächst, so kann es also nur solches sein, das mich ganz besonders bewegt hat.

Da ist einmal Landauers Stellung zum Kriege. Nicht umsonst rede ich davon zuerst, wie es auch sicher nicht Zufall ist, dass der erste Band der Briefe mit dem Ausbruch des Krieges abschliesst. Denn im Kriege wächst Landauer sofort zu seiner ganzen Vollgestalt empor. Der Krieg wird sein Schicksal. Auf ihn spitzt sich sozusagen sein Leben zu. In ihm vollendet sich seine Einsamkeit, aber durch ihn tritt er auch zuletzt in seiner ganzen Grösse und Bedeutung hervor. Im Gegensatz zu fast allen scheinbaren Trägern des Geistes und des Sozialismus¹⁾ ist Landauer von Anfang gegen den Krieg und weiss er von Anfang an, wie es mit dessen Ursachen steht. Das ist schlechterdings grossartig; aber es entzweit ihn mit den meisten seiner Freunde. Ergreifend ist, wie er, der „Nicht-Christ“, während des ganzen Krieges mit der Familie das Weihnachtsfest nicht feiert, das wir „Christen“ wohl alle, wenn auch schweren Herzens, gefeiert haben;²⁾ ergreifend, wie er sich vornimmt, in äusserster Schärfe, wenn auch ohne Pharisäismus, die Grenzen gegen alle diejenigen zu ziehen, die während des Krieges versagt

¹⁾ Er empfindet „die Schmach der Benommenheit, Benebelung und Bessoffenheit fast aller unserer Geistigen (= Intellektuellen, d. Red.) als das Schlimmste“. „Alle Achtung vor den Epigonen von Clausewitz; „bin ich auch durchaus nicht deiner Meinung über die Bedeutung des Wortes „Helden“, so ist doch meine Achtung vor den europäischen Soldaten und ihren militärischen Führern gross. Aber keine Achtung vor den Epigonen Spinozas und Goethes und Fichtes; nichts hat in diesem Kriege so kläglich versagt wie der deutsche Geist.“

²⁾ „In meinem Hause ist Weihnachten 1915 gerade so verpönt wie Weihnachten 1914. Verpönt als etwas, was die Familie in Beziehung setzt zur mitleidenden Menschheit; diese Beziehung soll zerrissen, soll in ihrem Nichtvorhandensein demonstriert werden. Aber jetzt, in nächtlicher Stunde allein, darf ich wohl über die folgende Aeusserung das Datum der heiligen Nacht setzen (1915).“

haben.¹⁾ Ach, dass er das nicht mehr gekonnt hat! Wie nötig wäre es gewesen!

Der zweite Zug, nicht minder grossartig, ja noch grossartiger, ist die *Unbedingtheit*, die im Leben dieses Mannes hervortritt. Von ihr wird heute viel geredet, aber es wird wenig davon verwirklicht; Landauer redet auch von ihr, aber er handelt mit Selbstverständlichkeit aus ihr. In diesem Leben gibt es nun wirklich keinen Kompromiss in irgend etwas Wesentlichem. Dieser Mann wagt es, alle reichen Möglichkeiten, durch Anpassung an die Welt, die er verurteilt, durch- und vorwärtszukommen, abweisend, mit seiner geliebten Frau und seinen Kindern eher dem Hunger und Hungertod (das Wort ist nicht übertrieben!) ins Gesicht zu schauen, als ein Jota von seiner „Seele“ (im Sinne Spittelers, aber nicht nur Spittelers!) preiszugeben. Er zieht das Grauen der Einsamkeit dem Weg eines Erfolges vor, der durch das kleinste Opfer der Wahrheit erkaufte würde. Man wird dadurch an Spinoza erinnert, den er ja auch besonders hoch einschätzt, ihn freilich anders verstehend, als man gewöhnlich tut. Und was vielleicht noch schwerer ist: Er wagt es, jederzeit dem liebsten Freund die verletzendste, aber notwendige Wahrheit zu sagen. Da wird nie etwas verschwiegen, das doch gesagt werden muss, nie ein Kompliment gemacht, wo eigentlich ein Tadel am Platze wäre. Da ist alles echt und stark, sehr oft auch schroff wie Granit. Aber was für ein Mut, was für ein Opfer bedeutet das für einen Menschen, der doch im Grund so zart, so warm, so leidenschaftlich, so gemeinschaftshungrig ist, dass der Tod der Gattin ihn seelisch tötet, und was für eine Erquickung ist das im Wüstensand unserer Tage!

Wieder muss ich als grossartig bewundern, wie er die *Sache des Sozialismus* von allem Falschen unerbittlich rein hält und wie er damit das trifft, was heute immer mehr als wahr und notwendig hervortritt. Schroff weist er jenen Libertinismus zurück, der sich oft gerade in anarchistischen Kreisen damit verbindet; Sozialismus ist nicht Zügellosigkeit, sondern neue Bindung und grössere Treue. Ebenso schroff lehnt er alles ab, was nach Mache, nach raschem Erfolg aussieht, was irgendwie unsolid ist. Mit einer Handbewegung vollends schiebt er all den Plunder beiseite, der in Sachen der Wissenschaft, Kunst und Bildung unser Vulgärmarxismus auch heute noch als sozialistische, wenn nicht gar proletarische

¹⁾ „Die Geistigen (= Intellektuellen, d. Red.) werden einen Terrorismus des Geistes aufrichten. Dummheit, Gewalttätigkeit und Phrase, besonders derer, die im Kriege Renegaten des Geistes geworden sind, werden verfehmt werden.“ „Für die Reinigung, die von nun an unsere Aufgabe ist, fordere ich, soll mans fanatisch oder terroristisch nennen, ohne Schonung, die ich fürder nicht mehr kennen will, einen Glauben, einen einzigen, den nämlich, den wir haben, wir alle, obwohl ihn die allermeisten in sich verschütten oder verleugnen oder verfälschen.“

Kultur ausgibt und kultiviert, während er doch nur Ueberrest einer abgelaufenen Epoche, dürftiger Abfall vom Tische der Aufklärung und des Liberalismus ist. Gerade auch in diesen Dingen tritt das Prophetische an ihm hervor; auch hier macht die Härte der Unbedingtheit sich geltend. Und wie er in bezug auf den Sozialismus der hellsehende Hüter der Wahrheit ist, so auf dem ganzen Gebiet des Geistes und der Kultur. Es ist erstaunlich, wie er, die eine Linie festhaltend, mit unbeirrbar richtigem Urteil so vieles ablehnt, was damals noch gross und glänzend schien und vieles erhebt, was klein und verkannt war.

Ganz besonders gross aber erscheint diese überlegene Beherrschung der Zeit in den Tagen der Revolution. Und dieser Teil seiner Briefe, wie seines Lebens, bezeichnet seinen tief tragischen und doch zugleich versöhnenden Höhepunkt. Nun scheint alles sich zu erfüllen, was er in Einsamkeit so lange erhofft. Nun lebt er, der durch den plötzlichen Tod der Gefährtin im rein Menschlichen und Natürlichen zutode Getroffene, auf, in Kraft des Geistes verjüngt „wie Adler“. Wer jene Zeiten durchgelebt hat wie der Schreibende, kann nur mit tiefster Erschütterung ihr Bild aus diesen Briefen entstehen sehen. Alle Leidenschaft jener Tage ergreift und schüttelt ihn wieder. Und doch, es ist nicht mehr trübe und wilde Leidenschaft, man wird emporgehoben in eine klare Höhe, man schaut sub specie aeterni. Denn es ist ein „Abgestorbener“, der mit solcher Lebensgewalt in die Zeit eingreift. Grossartig ist, wie er nun seine Auffassung des Sozialismus im entscheidenden Augenblick vertritt. Da ist vor allem kein Doktrinisismus. Landauer ist nicht Gefangener eines eigenen Systems. Auch sein Anarchismus ist keine Doktrin, geschweige denn ein Dogma, sondern eine Methode, die er in Freiheit und Ueberlegenheit handhabt, ein Gesichtspunkt, von dem aus er schaut und wirkt, immer in Freiheit er selbst bleibend und nicht Knecht seiner Methode werdend. Er hält ihn nicht davon ab, in die Arbeit an politischer Gestaltung einzutreten, nur dass er dabei eben anders arbeitet, anders gestaltet, als die vom Staatsbegriff Beherrschten. Es ist ergreifend, wie unbefangen er, der Anarchist und Antimilitarist, einen Wilson versteht und schätzt und den Völkerbund als etwas Grosses begrüsst. Wie sehr unterscheidet er sich auch darin von jenen Doktrinären und Dogmatikern, die meinen, ihrem System zulieb dafür nur Hass und Verachtung bezeugen zu dürfen und solche, die anders dazu stehen, als Abgefallene betrachten. Grossartig ist überhaupt die Weite dieses Sozialismus. Er ist nicht die Anwendung fertiger Formeln auf das schaffend aus der Tiefe drängende Leben, sondern ist dieses Leben selbst, ist unmittelbar, ist reich und frei wie der Frühling, ist vor allem — ein bei Landauer sehr wichtiger und für ihn sehr bezeichnender Zug — etwas, was nicht erst in einem

„Zukunftsstaat“ möglich ist, sondern schon jetzt verwirklicht werden kann und soll; er ist eine Gesinnung, eine Lebenshaltung; er ist weniger ein neues Material als eine neue Form des Tuns oder vielleicht noch besser: weniger eine neue Form, als ein neuer S i n n. Er ist der neue Mensch und die neue menschliche Gemeinschaft — Gemeinschaft, nicht Staatlichkeit!

Ebenso bewundernswert aber ist die R i c h t i g k e i t d e s U r t e i l s über die Bewegung der Zeit, dann aber auch die Richtigkeit der G e d a n k e n, mit denen er diese Bewegung deutet, mit denen er sie, so viel an ihm liegt, gestalten will. Was wir heute, nachdem die Nebel sich etwas verzogen haben, allmählig erkennen, lag in völliger Klarheit vor den Augen dieses einsamen Zeitgenossen. Nicht nur den Bolschewismus sieht er sofort, wie er ist, und nicht nur erkennt er das Ungenügende an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburgs Wollen, er beurteilt auch die Möglichkeiten einer deutschen Revolution mit einer staunenswerten Klarheit und Nüchternheit. Aber ebenso gross wie in der Negation, ja noch grösser, ist er in der Position. Wenn wir heute lesen, wie dieser Mann sich die Neugestaltung Europas und besonders Deutschlands dachte, so vermischt sich mit der Bewunderung für den Menschen, der das alles zur rechten Zeit erkannte, der tiefe Schmerz darüber, dass damals so wenige es gesehen haben, dass damals in jener fruchtbaren und entscheidenden Periode des status nascendi so wenig von diesen grossen Möglichkeiten verwirklicht wurde.

Man mag gegen diese Gedanken Landauers den Vorwurf erheben, sie seien utopisch, „seien ein paar Jahrhunderte zu früh gekommen.“ Aber abgesehen von der Banalität eines solchen Vorwurfs im allgemeinen, ist dagegen im besonderen vieles und Entscheidendes zu sagen. Einmal: Es sind doch gerade diese Gedanken, die jetzt wieder auftauchen und den einzigen Weg in die Zukunft weisen, den Lebendige heute gehen können. Ich denke besonders an seinen Föderalismus und seine Forderung einer dem Mittelalter ähnlichen, wenn auch aus neuem Stoff geformten Einheit des Lebens und Lebensstils. Ich frage sodann: Wer kann ermessen, was damals möglich war und was nicht? Es scheint mir eine deutliche Tatsache, dass solche grosse Wendungen der Geschichte immer viel mehr „schöpferische Möglichkeiten“ enthalten, als dann die kleinen Menschen verwirklichen, wie auch das wohl eine deutliche Tatsache ist, dass an solchen Wendepunkten neben den Führern des Vordergrundes, die das vertreten, was dann durchdringt, immer auch solche des Hintergrundes erscheinen, die das verkündigen, was darüber hinausgeht und das Eigentliche ist, während jene im Grunde mehr etwas Vorläufiges vollbringen. Zu diesen bescheideneren aber im Grunde grösseren Gestalten gehört Landauer. Gewiss war 1919

„möglich“, was er schaute und wollte, aber da es nun nicht wirklich wurde, so ist der desto mehr der Prophet der Zukunft.

Und vor allem noch eines, das uns nun in die letzte Höhe und Tiefe dieser Erscheinung weist: Es ist wieder ganz wunderbar, wie Landauer selbst mitten in der Glut seiner Hoffnung und der Leidenschaft seines Kampfes sich über den Erfolg gar keinen Illusionen hingibt. Mit dieser Antinomie stossen wir vollends auf das in seinem Wesen, was wir vorläufig dessen Mystik nennen dürfen. Es ist kein Zufall, dass er über die Mystik seine erste Schrift geschrieben und eine Ausgabe von Eckeharts Schriften veranstaltet hat. Andere Menschen sind entweder energisch dem Handeln zugewendet und bedürfen dann der Zuversicht, dass ihr Tun Sieg und Erfolg haben werde, oder sie verzichten darauf, aber damit auch auf ein kraftvolles Eingreifen in die Welt. Landauer verbindet beides: die Glut der in der Welt schaffenden und kämpfenden Tatkraft und die tiefe, selige Ruhe des der Welt Abgestorbenen. Wir stossen hier auf ein Rätsel, aber gerade dieses Rätsel weist uns zu jener letzten Höhe und Tiefe dieses Mannes. Wer mit Gott, und in diesem Sinne in Gott ist, der steht über Erfolg und Misserfolg, oder wohl besser: wer in Gott ist, der ist des Erfolges ewig gewiss, er hat ihn schon in Gott!

Wir können diese Art auch als das Religiöse in dieser Erscheinung bezeichnen, das Wort von der „Religion“ (wie das von der „Mystik“) in dem besten Sinne nehmend, den es haben kann. In der Tat ist das vielleicht das Erhabenste an dieser Gestalt, das, was auch in jener Zürcher Zusammenkunft zum Ausdruck kam. Und es ist vielleicht gerade darum erhaben, weil es nicht in religiöser Form zum Ausdruck kommt. Landauer vermeidet jedes direkte religiöse Credo. Das was wir mit dem ungenügenden Wort Religion andeuten, ist mehr die Unendlichkeitsperspektive seines Hintergrundes, ein gewisses Leuchten in diesem Hintergrunde. Vielleicht dass, wenn er länger gelebt hätte, dieses Etwas noch in bestimmterer Form herausgetreten wäre; damals war dafür vielleicht noch nicht die Zeit. Nur gelegentlich tritt es hervor und dann besonders im Zusammenhang mit Christus. Wir haben von der Art geredet, wie er Weihnachten heilig hielt. Gelegentlich finden wir Worte über den Jesus-Zorn, dem der seinige sich verwandt fühlt. Ich wage es zu sagen: es ist ein Christuszug an diesem Manne, an diesem Leben, wie er auch an seinem Gesicht besonders zuletzt auffallend hervortritt. Vielleicht ist er auch darin eine Weissagung, ein Hinweis.

Dieses Haupt ist von einem entmenschten Unteroffizier, den ein höherer Offizier, Abkömmling eines bekannten Adelsgeschlechtes, das einst bessere Vertreter gesehen, dazu angereizt, zertreten worden — ein Ende, furchtbar wie wenige. „Dass ihr Menschen seid!“

war sein letztes Wort. Landauer starb unschuldig. Er war nach München gekommen, um Eisner, dem ihm, wenn auch nicht von gleicher Statur, doch ähnlichen Mann, in seinem Werke beizustehen. Er hat an der zweiten, verfehlten Räterepublik nicht teilgenommen, hat stets von Gewalttat und anderer Verunreinigung der Sache abgemahnt, ist als „Idealist“ auf die Seite geschoben worden. Mit welchem Recht erklärt er Freunden, einen Ausdruck prägend, der verdient, in den allgemeinen Gebrauch zu kommen, der wirkliche Landauer sei ganz anders als der „Zeitungs-Landauer“, ohne natürlich verhindern zu können, dass zunächst der „Zeitungs-Landauer“ sich durchsetzte. So ist er als ein Märtyrer des Sozialismus und auch dessen, was mehr ist als Sozialismus, gestorben. Er war erst 49 Jahre alt. Wir hätten ihn in diesen furchtbaren Zeiten so sehr nötig gehabt. In seinem Haupte ruhten noch Werke, die nach seinem Urteil noch mehr gewesen wären, als die bisherigen. Ein Shakespearebuch, das ihm unendlich am Herzen lag, ist unvollendet geblieben — unvollendet das ganze Leben. Und doch vollendet — vollendet durch das Grösste, was es gibt, das Märtyrertum, den Tod im höchsten Sinn. Gerade das Unvollendete weist ja auf die Unendlichkeit hin. Die ganze Erscheinung Landauers vollendet sich in einem solchen Hinweis. Dieses Haupt ist vom eisenbeschlagenen Schuh eines Unteroffiziers zerstampft worden, aber: „Es sei denn, dass das Weizenkorn in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt es allein, wenn es aber erstirbt, bringt es viele Frucht.“

Es kann namentlich Keiner die Briefe Landauers leben und dieses Leben kennen lernen, der dadurch nicht grösser und freier, tapferer im Kampf, völliger in der Hingabe, getroster im Erdulden, Gott und Menschen — auch sich selbst — näher gebracht wird.

L. R a g a z.



Berichte

Jahresversammlung der Vereinigung „Freunde der Neuen Wege“.

Am 17. März fand im Heim an der Gartenhofstrasse in Zürich die Jahresversammlung unserer Vereinigung statt, zu der sich ein recht zahlreicher Kreis von Freunden einfand. Wie letztes Jahr wurden die geschäftlichen Verhandlungen auf den Vormittag verlegt, um den Nachmittag ganz der Behandlung des vorgesehenen Themas widmen zu können. Zwischenhinein bot das gemeinsame Mittagessen Gelegenheit zu persönlicher Fühlungnahme der Mitglieder, von denen wiederum eine grössere Anzahl von auswärts gekommen war.

In der Vormittagssitzung orientierte der Präsident die Mitglieder über die finanzielle Lage der Vereinigung und ihres wichtigsten Unternehmens, der „Neuen Wege“. Trotzdem sich die Abonnentenzahl der Zeitschrift nur unwesentlich erhöht hatte, schloss die Betriebsrechnung etwas günstiger ab, sodass nun wohl definitiv von der früher erwogenen Erhöhung des Abonnementspreises abgesehen werden kann. Da indessen — hauptsächlich des seiner-

Dass es ein Arzt ist, der sie geschrieben hat, darf uns an ihnen vielleicht noch besonders freuen. Denn gerade die Medizin ist lange genug unter einer falschen Herrschaft der Wissenschaft gestanden; man könnte auch sagen, sie sei unter der Herrschaft einer falschen Wissenschaft gestanden, einer Wissenschaft, die eigentlich Weltanschauung, ja „Religion“ war, und zwar eine naturalistische, mechanistische, materialistische Form von Weltanschauung oder „Religion“. Man denke nur etwa an die Rolle, die bei uns lange genug das *Burghölzli* gespielt hat, für das jeder, der sich auf Gott oder sein Gewissen berief, fast ohne weiteres ein „Schizophrene“ war. Es ist, nebenbei gesagt, ein besonderes Verdienst v. Muralts, dass er dieser *Burghölzli*-Philosophie energisch den Prozess macht.

Im übrigen ist zu sagen, dass die beiden Schriften von einer sehr soliden philosophischen Orientiertheit und ernsthaftem eigenen Denken über diese Dinge zeugen. Dass Bergson des Verfassers Meister ist, daneben aber besonders auch Kant berücksichtigt wird, betrachte ich als Vorzug. Wenn man — selbstverständlich — da und dort ein Fragezeichen macht (auch beim Schreibenden ist das in einigen Einzelheiten der Fall), so darf uns nicht hindern, für diese zwei Schriften von Herzen dankbar zu sein. Sie tragen Licht über diese Dinge in Kreise hinein, die sonst dafür nicht leicht erreichbar wären, und regen gewiss Viele zum Nachdenken darüber an. Da die Darstellung bei aller sachlichen Gediegenheit doch sehr klar und leicht lesbar ist, wird jener Zweck um so eher erreicht werden. Und das ist, noch einmal sei's gesagt, dringend zu wünschen.

L. R.

Redaktionelle Bemerkungen.

Der Aufsatz über „Katholizismus und Sozialismus“ ist sehr viel länger geworden, als geplant war. Es gibt vielleicht Lehrer, die daran Anstoss nehmen. Ich bitte um Entschuldigung! Die Sache hat sich gegen meinen Willen so gemacht und kann hinterher nicht gut geändert werden. Es handelt sich aber auch wirklich um eine Sache von allergrösster Bedeutung, die wohl ein ganzes Sonderheft verdient hätte. Da ein solches nicht zu machen war, so wird der Stoff nun auf mehrere Hefte verteilt. Immerhin wird er mit dem nächsten abgeschlossen werden. Diese ganze ausführliche Darstellung hat aber auch einen Wert, der über das besondere Thema hinausgreift. Er bedeutet ein Repetitorium des ganzen religiös-sozialen Problems und eignet sich trefflich dazu, in diesem Sinne von kleineren Kreisen durchgearbeitet zu werden. Ich hoffe also auf Verzeihung, umsomehr, als eine grosse Arbeit in dieser Auswahl steckt

Dass wir nun mit den Aufsätzen von Alfred Bietenholz und Dr. Guérin auch wieder einen grösseren Beitrag zum sexuellen Problem bringen dürfen, freut mich besonders. Denn schon lange drückt es mich, dass wir diesen furchtbaren Gegenstand in den Neuen Wegen nicht mehr Arbeit widmen konnten. Man wird den Sinn des Beitrages von Dr. Guérin gewiss verstehen, vielleicht gerade auch im Zusammenhang mit der Alkoholfrage. In Bezug auf den Beitrag von Freund Bietenholz wird es die Leser interessieren, dass er in seinen Gefängnistagen geschrieben worden ist. Zu etwas sind also auch Militärgerichte gut!

Der Beitrag „Falsche Selbständigkeit“ ist schon lange gesetzt, hat aber immer wieder zurückgestellt werden müssen.

Tolstojs Rede sollte schon im letzten Heft erscheinen, musste aber zurückgestellt werden.

Berichtigung.

In dem Aufsatz von R a g a z über L a n d a u e r ist auf Seite 173 die Bemerkung über S p i t t e l e r, als von Landauer stammend, in Anführungszeichen zu setzen, und Seite 182, Zeile 25 von oben, muss es heissen „lesen“ statt „leben“.